

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 100 (1990)

Artikel: In Schinznach ist gut sein
Autor: Burger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-900753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hans Burger (Text)

Heiner Deubelbeiss (Illustrationen)

In Schinznach ist gut sein

Und das seit mindestens 800 Jahren, wie uns die Historiker für 1989 bestätigen. Dies Jahr wird den Schinznacherinnen und Schinznachern in unvergesslicher Erinnerung bleiben.

Schlag auf Schlag folgten sich die Aktivitäten zum 800. Geburtstag ihres Dorfes: Gemäldeausstellung, Photoausstellung, Abendmusik, folkloristische Unterhaltungsabende, Kammermusikkonzert, ökumenische Vorträge, Konzert des Festspielchores, Rock- und Popkonzert, Kant. Musiktag, Jugendfest mit historischem Umzug, das Festspiel «Ein Schinznacher Lebenstraum», Dorfolymiade, Schulhauseinweihung, Symphoniekonzert.

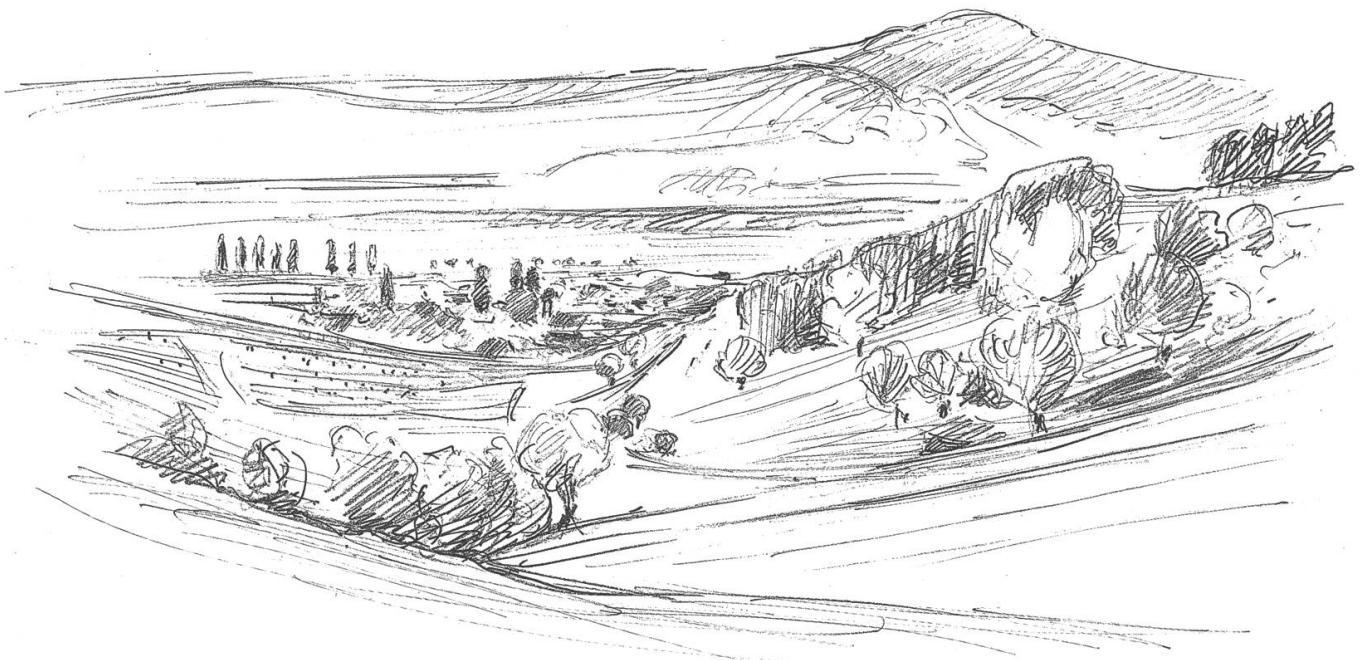
Monatlang fieberte das Dorf von Veranstaltung zu Veranstaltung, in einem wahren Taumel. Eingesessene, Zugezogene, Kinder, Jugendliche, Erwachsene jeden Alters, allen nahm's mit der Zeit den Ärmel hinein, alle tauchten nach und nach ins fröhlich-übermüttige Bad der Festivitäten, um darin nach Herzenslust ein paar Wochen zu schwimmen. Wem war das nicht zu gönnen! Denn wie schnell holte uns der Alltag doch wieder ein!

Gar mancher und gar manche hat das Dorf erst jetzt so richtig kennen und lieben gelernt, in diesen Wochen und Monaten der Jubiläumsveranstaltungen und ihrer Vorbereitungen, wo die Gemeinschaft intensiver und aktiver denn je zuvor gelebt und erlebt wurde.

Seit 27 Jahren habe ich das Glück, in Schinznach-Dorf als meiner Wahlheimat zu leben, Grund genug, in einem Jubeljahr wie 1989 einmal zu überlegen, was einen an den Flecken Erde bindet, den man sich als Heimat ausersehen hat.

Schinznacher Erde – Juraerde

Sie ist gelb und hart und viel älter als 800 Jahre, 1000 Jahre, 100 000 Jahre, eine Million Jahre, was weiss ich. Ich steh' auf ihr, wuchs aus ihr und kehre eines Tages still in sie zurück. Auf Juraboden steht mein linker



Fuss, mein halbes Wesen ist aus Jurakalk, von Mutters Seite eingeschwemmt. Das rechte Bein wuchs aus des Vaters fröhlichem Feld, aus der fruchtbaren Moräne an den Gestaden des lieblichen Hallwilersees. In beiden Böden wurzte ich zu gleichen Teilen, doch hat das Schicksal mich immer wieder in den lehmigzähnen Grund des Jura heimgeführt.

Schon als Kind riss ich ihn auf beim Stellen von Mäusefallen auf den kargen Wiesen rund um das kleine Bauerngut «Rieden» im solothurnischen Matzendorf, wo meine Mutter aufgewachsen war. Widerspenstig zeigte er sich gegen den Kartoffelpflug meines Onkels, der ihn mit beiden Händen kraftvoll führte und dabei ungewollt einen grotesken Tanz aufführte. Immer wieder stiess der Pflug auf Steine, sprang ruckartig aus der Früche, und mit ihm der fluchende Onkel, der den Pflug wieder zurückhob und nachsprang. Und im Herbst rieb ich dann die Juraerde von den Früchten dieser Furchen beim Kartoffelauflesen während endloser Herbstnachmittage oder schabte sie von Runkeln an ebenso goldenen wie mühseligen Oktobertagen meiner Kindheit.

Juraboden heisst für mich auch immer Juraweiden. Fest bin ich an sie gebunden, habe ich doch wochenlang darauf Kühe gehütet, um diese Kühe, die immer davonrennen wollten, gebangt, mit dem Jagdhund gespielt, auf dem Rücken liegend den kreisenden Mäusebussarden zugeschaut und mich dabei in Traumwelten verloren.

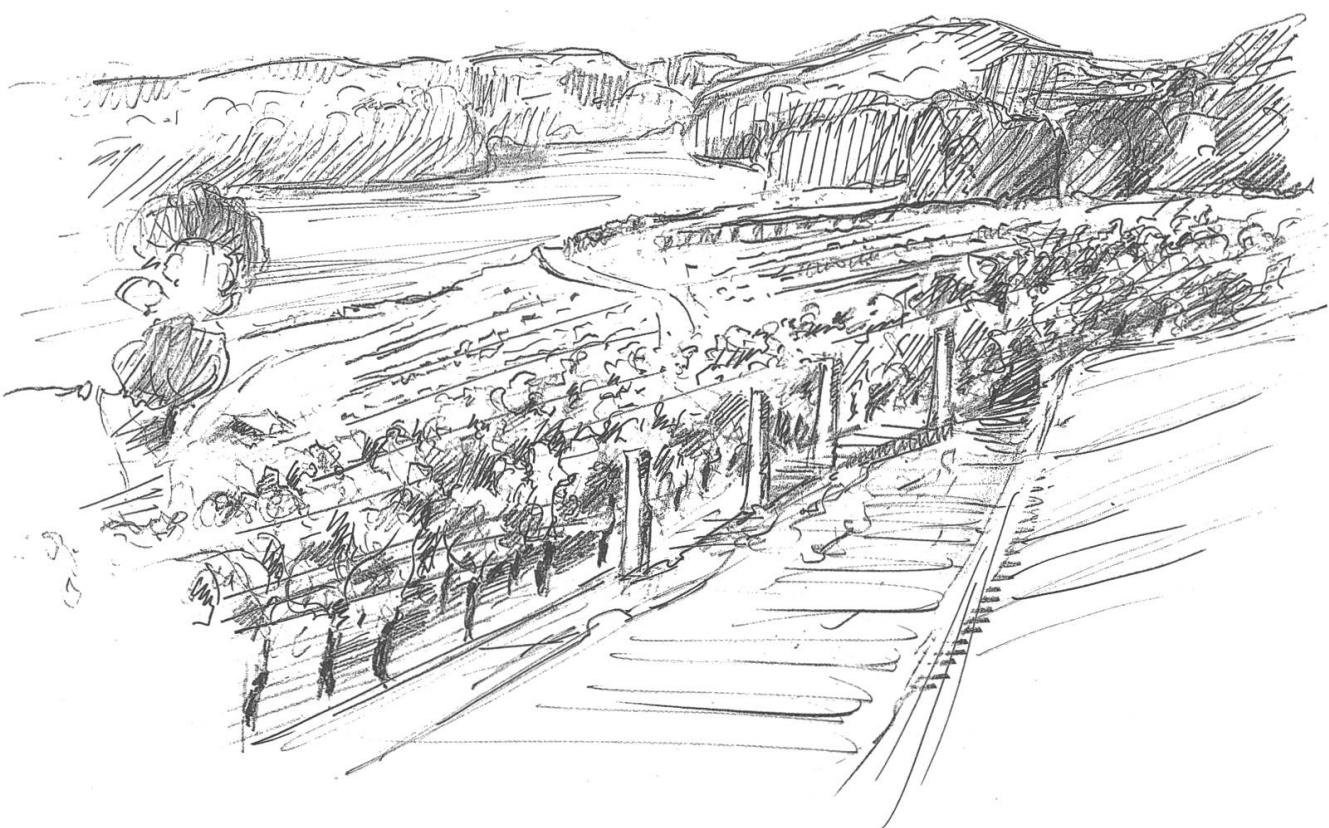
Als ich dann 1962 in der Bözenegg dem Zug entstieg, um zu Fuss das Dorf Schinznach zu suchen, wischte ich mir zuerst die Augen, um sicher zu sein, dass ich nicht träumte. Ich befand mich in einem kleinen Juratälchen mit den so liebvertrauten Weiden und wähnte mich in einem ähnlichen meiner solothurnischen Jura-Jugend-Welt. (Dasselbe würde mir wohl heute kaum zustossen. Das Bözeneggtälchen 1989 versetzt einen eher in einen Realitätsschock als in eine Traumwelt.)

Der Schinznacher Boden war für mich, beim ersten Schritt schon scheint mir heute, die altvertraute mütterliche Erde, zum Säen offen. Und ich wollte säen, darin verwachsen, Wurzeln schlagen. Ich begann ein Haus zu bauen, grub mit Pickel und Schaufel wochenlang Gräben, hob ihn aus, diesen gelben, blau-rötlichen Ton. Kiloweise klebte er an den Stiefeln. Wieder riss ich den Boden auf, viel tiefer als beim Mausen früher, denn ich wollte mich darin verankern. Er nahm mich zeitweise so tief auf, dass man nur noch die Schaufel sah, die mit Erde hochflog. So tief verwurzelte ich darin, dass das Haus über den Wurzeln für lange Zeit zerfallen konnte. Die Bindung blieb – ich baute ein zweites Haus in die Schinznacher Erde, in die Juraerde, in die ich gehöre, und ich höre nicht auf, sie immer wieder neu zu erobern. Ich gleite darüber auf Langlaufskiern, wenn der Schnee sie zum Winterschlaf deckt. Ich laufe über sie, wenn ich in der Sommerfrüh um den Rebberg renne. Ich rieche sie, wenn ich an einem Sommertag auf einer Wiese döse und den Grillen lausche. Ich liebe diesen Flecken Erde, meine Wahlheimat Schinznach-Dorf und freue mich, dass ich ihn lieben darf, denn heimatlos ist, wer keinen Boden unter den Füßen hat und dessen Herz keinen Flecken Erde findet, worauf es fallen kann.

Bäume – Wald

«Jura», so sagen uns Gelehrte, komme von «Jor» und heisse Wald. Zum Juradorf gehört ganz selbstverständlich auch sein Wald. Wer seinen Blick über Schinznach-Dorf schweifen lässt, hebt ihn nach und nach zum Rebberg und zuletzt zum Wald, der als Horizont, wenn er in den goldenen Farben des Herbstes leuchtet, der Gegend die Krone aufsetzt.

Von klein auf haben mich die Bäume fasziniert, ihre Kraft, sich senkrecht gegen den Himmel zu richten, ihr Mut, den Stürmen zu trotzen, ihre Phantasie beim Entfalten des Astwerkes, ihre wechselnde Farbenpracht



im Ablauf des Jahres, ihr schützendes Dach bei plötzlichen Regenschauern, ihre Gastfreundschaft im Herbst, wenn die Früchte prangen als goldig reifes Angebot. Immer waren mir die Bäume Symbol und Wirklichkeit zugleich. Sie greifen tief ins Erdreich ein mit ihren Wurzeln, klammern sich um Steine, pfählen sich, um festzustehn. Der gleiche Boden, der sie hält, ernährt sie auch. Ihr Platz ist fest, für sie selber unverrückbar. Da wo sie wachsen, entfalten sie sich auch, die einen hoch und schlank, flammengleich, die andern kugelig, niedlich, zart verästelt, die dritten knorrig, stämmig, manche trutzig.

Vor dem fahlen Winterhimmel heben sich die Strukturen ihrer Kronen am schönsten ab. Jede Jahreszeit malt sich die Bäume selbst zurecht, gibt ihnen ihren eignen Reiz. Im Frühling schießt der Saft in ihre Adern. Tausend, abertausend Knospen platzen und gestalten jeden Baum zum Blumenstrauß. Zwischen ungezählten Blüten guckt das junge Grün der Blätter.

Und satter wird das Grün mit der steigenden Sommersonne, dichter das Laubdach, schattenspendender. Mancher setzt sich gern in seine Kühle. Wie oft hab' ich als Kind mich ausgeruht unter liebvertrauten



Bäumen nach stundenlangen Gängen durch Feld und Hag. Da fand ich nicht nur Milderung der Hitze oder Schutz im Regenschauer, sondern auch ein Stück Daheim, ein Stück Geborgenheit.

Folgt die Zeit der Früchte. Stunden steht man im Geäst. Die Kirschen hängen einem in den Mund, die Äpfel prangen da und dort in wahren Trauben, wollen Stück um Stück behutsam abgelesen sein. Mit manchen Äpfeln, die mir gut gefielen, sprach ich als Kind vertrauensvoll. Und war mir einer ganz besonders lieb, ass ich ihn auf.

Ein paar Worte noch zum Wald. In den Wald trete ich ein wie einer, der nach Hause kommt in seine wohlvertraute Stube. Über einen weichen Teppich geht's durch Tannentüren in immer neue Gemächer, während

hinten sich die Zweigvorhänge schliessen. Kron an Krone baut sich über mir das Dach, schliesst da recht dicht und dort nur licht, doch immer schützend den, der sich den Bäumen anvertraut.

Senkt sich die Nacht über Baum und Hag, erwacht der Wald mit tausend neuen Tönen. Es rauschen die Kronen, es plätschert der Bach, ein später Vogel singt in die belebte Stille. Von fern ruft ein Käuzchen, während ich den Buntspecht narre. Leise kriecht ein ehrfurchtsvoller Schauder meinen Rücken hoch. Es ist nicht Angst – nein – die hab' ich nie im Wald. Zu viele Male pirschte ich als Kind kreuz und quer durchs Holz zu jeder Tageszeit, und immer mit dem Vater, der sich nie fürchtete im dunklen Wald.

Wie sollte ich da Angst empfinden. Mit Nacht und Wald verkehrte ich von Anfang an per du – ein Stück Urvertrauen, von dem ich nun ein Leben lang noch zehre.

Am liebsten tue ich im Wald, was man lieber lassen sollte. Wenn Novemberstürme tobten, stehe ich mitten drin, eingewickelt in viele Schichten Kleider, den Filz im Gesicht, und schaue den schwankenden Tannen zu, wie sie sich beugen, dann zurückschwingen, sich wieder beugen, stundenlang. Die Fäuste tief in den Hosentaschen stapfe ich ziellos herum und geniesse des Sturmes Wucht.

Reben

Wo Reben wachsen, gedeiht eine besondere Kultur. Oder andersherum gesagt: Wo Menschen eines besonderen Schlags zusammen leben, beginnen sie, Reben zu pflanzen. Einmal mehr ist es müssig zu fragen, was zuerst war, das Huhn oder das Ei. Eins ist sicher, in Rebgebieten herrscht ein besonderer Geist, pflegt man die Fröhlichkeit, rafft sich hin und wieder einmal auf zu einer gemeinsamen Tat jenseits der Nützlichkeit, lässt sich auch als nüchterner Schweizer in eine kleine Trance entführen, vielleicht in einen Traum, in einen kleinen Rausch Kultur.

Es wirkt der Sauser meist über den Oktober hinaus und zieht – glaube ich – auch Menschen als Zuzüger ins Dorf, die ihn mögen und sich gern von ihm bewegen lassen. Hier liegen wohl weitere irrationale Gründe, warum unsichtbare Fäden mich in die Wahlheimat Schinznach-Dorf zogen. Aus der emotionalen Bindung zum Boden wuchs ganz natürlich die Liebe zum Produkt dieses Bodens, zum Wein. Vom wechselhaften



Gang der Natur ganz allgemein stark berührt, musste mich das Leben in den Reben, um die Reben, mit den Reben, faszinieren. Schinznach liegt in der nördlichen Randzone des europäischen Rebbaus, wo das Klima dem Winzer das Leben nicht leicht macht, ihn ständig spüren lässt, wie abhängig er ist von den Launen der Natur, den Launen des Schicksals. Die Ernte ist ungewiss, fragil wie das Leben selbst. Das ganze Jahr lauert Unheil über dem Rebberg, das es abzuwenden gilt: Kälte, Schädlinge, Hagel, Nässe. Wahrhaftig, seinen Wein hat der Winzer erst auf sicher, wenn er im Tank nach vollendetem Gärung ruht. So gibt es eben in den Reben und um die Reben immer etwas zu tun, im Sommer und Winter, im Frühling und Herbst. Das alte Holz wird weggeschnitten, Bögen werden gebunden, überzählige Austriebe abgebrochen, seitwärts abstehende eingeschlauft. Im Hochsommer gilt es, Schädlinge zu bekämpfen und das Laub zu bearbeiten: «Verzwicke, obenabnäh und undedore uuslaube.» Im Frühherbst schneidet der qualitätsbewusste Winzer vorzeitig Trauben ab, wenn ein Stock zu viele trägt, um die schönsten ja richtig ausreifen zu lassen.

Und dann das Schönste, der Leset. Endlich kann eingebracht werden, was wochenlang gehegt und gepflegt wurde. Fröhliche Geschäftigkeit erfüllt den Rebberg. Dutzende von Helfern jeden Alters, beiderlei Geschlechts, aus allen Kreisen, Freiwillige und Lohnarbeiter, viele wollen mit dabei sein, wenn gelesen wird. Es ist nicht irgendeine Arbeit, die da verrichtet wird. Wer mithilft im Leset, gehört, auch wenn er keine Reben besitzt, ein ganz klein wenig mit zur Schicksalsgemeinschaft rund um unsere Reben. Er (oder sie) wird auch das Jahr hindurch mitfiebern und mitbängen, wenn Kälte und Hagel drohen, aber sich auch mitfreuen, wenn an Oktoberabenden die Gefährte der Winzer mit den vollen Ständen darauf bis zum alten Doktorhaus anstehen. Ganz anders trinkt den Wein, wer mitgefiebert, mitgebangt, mitgelesen und sich mitgefrohnt hat. Wer so trinkt, trinkt als echte Schinznacherin, als echter Schinznacher.

Das Festspiel

«Ein Schinznacher Lebenstraum»

Jubiläen sind Gelegenheit, sich Gedanken zu machen über die Geschichte der eigenen Dorfgemeinschaft. Das hat für Schinznach-Dorf gründlich und kompetent vor einigen Jahren Eduard Gerber mit seiner Chronik getan. Darum war es für mich sofort klar, als mich der Gemeinderat vor fünf Jahren bat, ein Festspiel 89 zu schreiben, dass es kein historisches werden würde. Schliesslich kristallisierten sich vier Grundgedanken heraus, die mich bei meiner Arbeit leiteten:

1. Als Jubiläumsspiel sollte es «Hommage à Schinznach» sein und – zwar nicht aus der Geschichte – aber doch ganz aus der Eigenart dieses Ortes schöpfen.
2. Ohne persönliches Engagement und ohne persönliches Bekenntnis kann ich nicht schreiben, also musste die emotionale Bindung an Schinznach, wie sie in den vorangehenden Abschnitten beschrieben ist, mit hineinverwoben werden.
3. Da ich mich als winziger Teil im Werden, Wachsen und Vergehen der Natur eingespannt sehe, war eine weitere Ebene des Spiels bald gegeben. Was liegt für uns Schinznacher näher, als den Wandel in der Natur hauptsächlich im Rebberg zu erleben, mit dem Austreiben der jungen Schosse, dem Blühen, dem Früchte Bringen und dem Abfallen des Laubes, als Symbol für das Kommen und Gehen der Menschen.
4. Das Festspiel sollte möglichst viele Personen aktiv mit einbeziehen, alle Altersgruppen ansprechen und im heutigen Schinznach gemeinschaftsbildend wirken. Dieses Ziel wurde sicher erreicht, wenn man bedenkt, dass gut ein Viertel der erwachsenen Bevölkerung in irgendeiner Form beteiligt war: als Schauspieler, Sänger, Bastler, Maler, Beleuchter, Bühnenbauer, Waldarbeiter, Tontechniker, Elektriker usw. Im Spiel selber brachten sich alle Beteiligten alterstypisch, ihrer Lebenssituation gemäss, ein, so dass sich jedermann – vom Kind bis zum Greis – irgendwo identifizieren konnte.

Impressionen aus dem Festspiel 1989

Realität, Imagination und Symbolik eng verwoben

Winter

Trostlose Einsamkeit, Kälte, Schnee. Der Raubvogel, uralte Symbolfigur, spricht vor sich hin.

Bussard:

Leise rieselt der Schnee
Auf Busch und Baum,
Auf Haus und Feld,
Auf Tier und Mensch.
Du merkst es kaum,
Wie schnell sie fällt,
Die Zeit,
Ins Loch der Ewigkeit.

Leise rieselt die Zeit.
Sie fällt von weit
Und tropft
Und tropft
In die Ewigkeit.

Wir alle tropfen,
Stund um Stund,
Dem dunkeln Schicksal zu –
Wie diese Flocken.

Von der Habsburg, eisig rauh,
Pfeift ein scharfer Ost.
Unbarmherzig beisst der Frost.

Flocke fällt um Flocke.
Sie decken leis die Erde zu,
Decken Gras und Käfer,
Feld und Wald.
Sie decken jede Kreatur.



Leise rieselt der Schnee
Auf Busch und Baum.
Leise rieselt die Zeit,
Du merkst es kaum,
Ins Loch der Ewigkeit.

Verborgenes Leben

Die Erde ist nicht tot, unter der Schneedecke ruhen die Anlagen zu vielfältigstem Leben. Käfer, Mäuse, Blumen, Gräser warten auf die wärrende Sonne. Geheimnisvolles Leben regt sich auch im Bauch der schwangeren Frau. Es drängt ans Licht und wird geboren, und mit ihm die ganze Natur, symbolisch dargestellt durch Krokusse und Schneeglöcklein, die ihre Köpfe recken.

Noch ist die Kälte nicht gebrochen. Wer im Rebberg spazieren geht, wickelt sich warm in Kleider ein und zieht den Hut ins Gesicht, gegen die Bise, die von der Habsburg her unerbittlich pfeift. Auf einem kahlen Ast sitzt aufgeplustert ein Bussard einsam da.

Bussard:

Oben Weiss und unten Weiss,
Weiss fällt aus dem Weiss
Und gleitet ins Grau.
Grau, grau,
So weit ich schau.

Die Winde wehn,
Die Stunden vergehn . . .
Ich muss auf dem Aste stehn.

Es fehlt die Maus,
Es fehlt der Has,
Es fehlt ein leckerer Frass.

Trostlos,
Hoffnungslos,
Am Krepieren balde
In der gottverlassnen Winterhalde.

Die Winzer schneiden altes Re却holz ab und hauchen in die Hände.

Frühling

Neues, vielfarbiges Leben, Blumenpracht und Vogelgesang – Symbol für Neubeginn, Jugend, Liebe, Hoffnung, Lebensfreude.

Mit einem Meer von Blumen und den hinreissenden Rhythmen von «Ecce gratum» aus der Carmina Burana von Carl Orff bringt der Chor den Frühling auf die Bühne:

Holder Frühling . . .

Frühling kommt mit tausend Blumen
Farbenprächtiglich daher:
Hyazinthen,
Osterglocken,
Tulpen und
Forsythia
Spriessen rot und blau und gelb
Mit tausend bunten Köpfchen hervor.

Refrain:

Lasst uns alle fröhlich sein,
Tanzen, springen,
Jauchzen, singen,
Arme schlingen rundherum.

Lasst uns alle fröhlich sein,
Tanzen, springen,
Jauchzen, singen,
Arme schlingen rundherum.

Tanzen, springen,
Jauchzen, singen,
Arme schwingen,
Freude bringen,
In die schöne Frühlingswelt.

Frische des Frühlings, wie keck sie sprudelt im Rudel der Kindergartenkinder, die Osterhasen spielen:

Zwerg:

(halb versteckt im Hintergrund)
Wenn mini Mueter Eier süüt,
Isch s'Oschterhäsli nümme wyt.
(nähert sich einem malenden Hasenkind)
Oschterhäsli, Oschterhäsli,
Mit em chlyne Stumpenäslì.

Hasenkind:
Chuchizwärg, Chuchizwärg,
Gang mer ändli osem Wäg!

Zwerg:
Grüezi au, grüezi liebs Hääsli,
Chomm, i strych der über s'Näsli!

Hasenkind:
Du chlyne Lumpestumpe,
Wotsch en Strech voll Farb?
Gäll, das macht di z'gumpe?!

Zum Frühling des Lebens gehört auch die Schulzeit, gehören all die Spiele der 7-, 8-, 9-, 10-, 11-, 12jährigen: Spitalfangis, Pärlifangis, Räuber und Poli, Indianerlis etc.

Und was tut sich im Rebberg? Die Stöcke treiben aus mit vielen Schosse, zu vielen Schossen. Man muss «erbräche», d.h. überzählige Schosse abbrechen und nur die vielversprechendsten stehen lassen.

Frühling heisst auch Aufbruch der jugendlichen Seele zu pantheistischer Naturverbundenheit, zu unnennbaren Sehnsüchten. Der Chor begleitet eine jugendliche Reiterin mit der Melodie «Floret silva nobilis» aus der Carmina Burana:

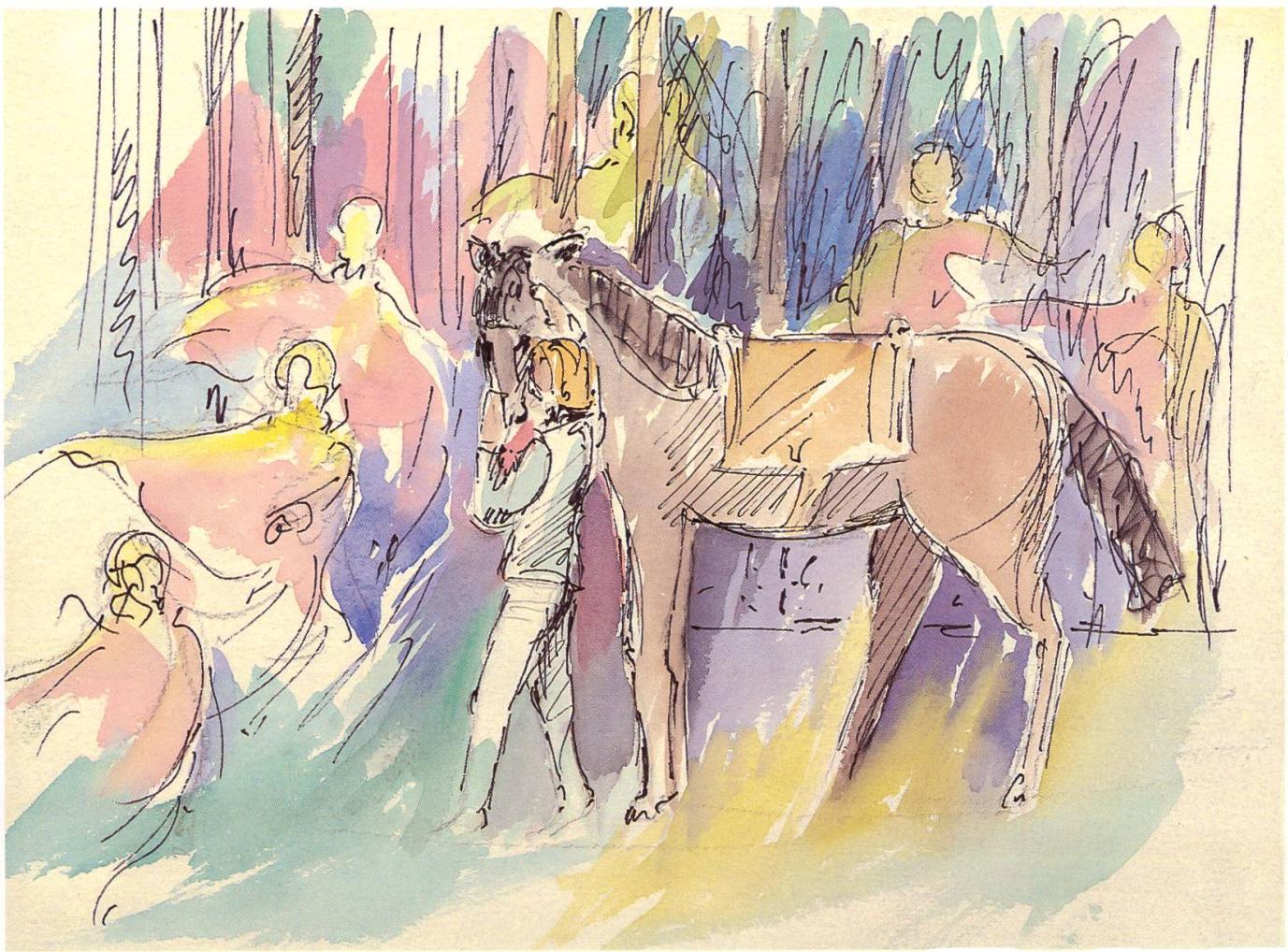
Kommet, kommet, kommet
Alle Blätter um mich!
Kommet alle Blätter um mich!
Fanget mich ein!
Bettet mich weich!
Nehmt mich zu euch!
Ich geb mich,
Ich geb mich,
Ganz in das Grün.
Ganz in das Grün
Tauche ich ein.

Sonne, Himmel, Ferne.
Nehmt mich zu euch,
Nehmt mich zu euch!
Flügel, wachset mächtig!
Fliegt mich weit fort,
Fliegt mich weit fort,
Fliegt mich weit fort,
Weit!

Weg, weg, weg, weg, weg galoppier' ich,
Galoppier' ich, galoppier' ich, galoppier' ich,
-ier' ich, -ier' ich, -ier' ich,
Bis ans Ende,
Bis ans Ende,
Bis ans Ende der Träume.
... fort!

Frühling, Zeit der ersten schwärmerischen Liebe, aber auch geheimer Ängste und nagender Zweifel. Die junge Reiterin im Selbstgespräch:

Mädchen:
En Maa richtig gern haa,
Mich voll dry gäh.
Chan ich ächt das?
Ich ha scho chli Angscht dervor.
(zum Pferd)
Vor dir han i ke Angscht,
Dee chan i gärn haa,
Mi ganz gäh.
Du nimmsch mi, lüpfsch mi,
Träisch mi, luegsch mi lang aa,
Wie wenn'd mi verstiensch.
Villicht hesch du mech sogar gärn.
Ich ha di au gärn.
Du hesch mi gärn und ...
... nimmsch mi doch nid ganz,
... mängisch wett i glych,
Es nähm mi eine ganz.



Der Mai entfaltet nicht nur vielfarbige Blumenpracht, er hält in klaren Nächten die Winzer auch in Atem mit seinen Frösten. Jedes Jahr sehen sie mit Bangen den Eisheiligen entgegen.

Fröste, Brüche, Enttäuschungen, Unbegreifliches, Verzweiflung auch im jungen Liebesleben:

Bursche:

Worom?

Mädchen:

Worom, worom! Worom die blöde «Worom»?

I ha ke Erklärig.

Bursche:

Das esch bitter. Und s'tuet weh.

Mädchen:

Mer tuet's au weh. Andersch würde tuet weh. Mängisch wetti es
Meitli blybe und gar nie en Frau würde.

Bursche:

Das cha mer halt ned.

Mädchen:

Ich weiss . . . aber ich wett halt glych. Erwachse würde esch sone
Scheiss.

Bursche:

Goht's no, iez hör aber uuf!

Mer zwöi chönnte doch es schöns Läbe haa zäme.

Mädchen:

Gesehsch, ich merke das doch scho lang!

Du gsehsch i mer immer scho dini Frau.

Ich wott ned dini Frau würde,

Ich wott überhaupt e ke Frau würde.

Sone Scheiss, sone Scheiss.

Bursche:

Ich verschtoh dech ned. Ich chome nümme druus.

Mädchen:

Es chonnt überhaupt niemer druus.

Hau doch ab! Ich wott niemer me gseh!

Hau's . . . gang!!

Bursche:

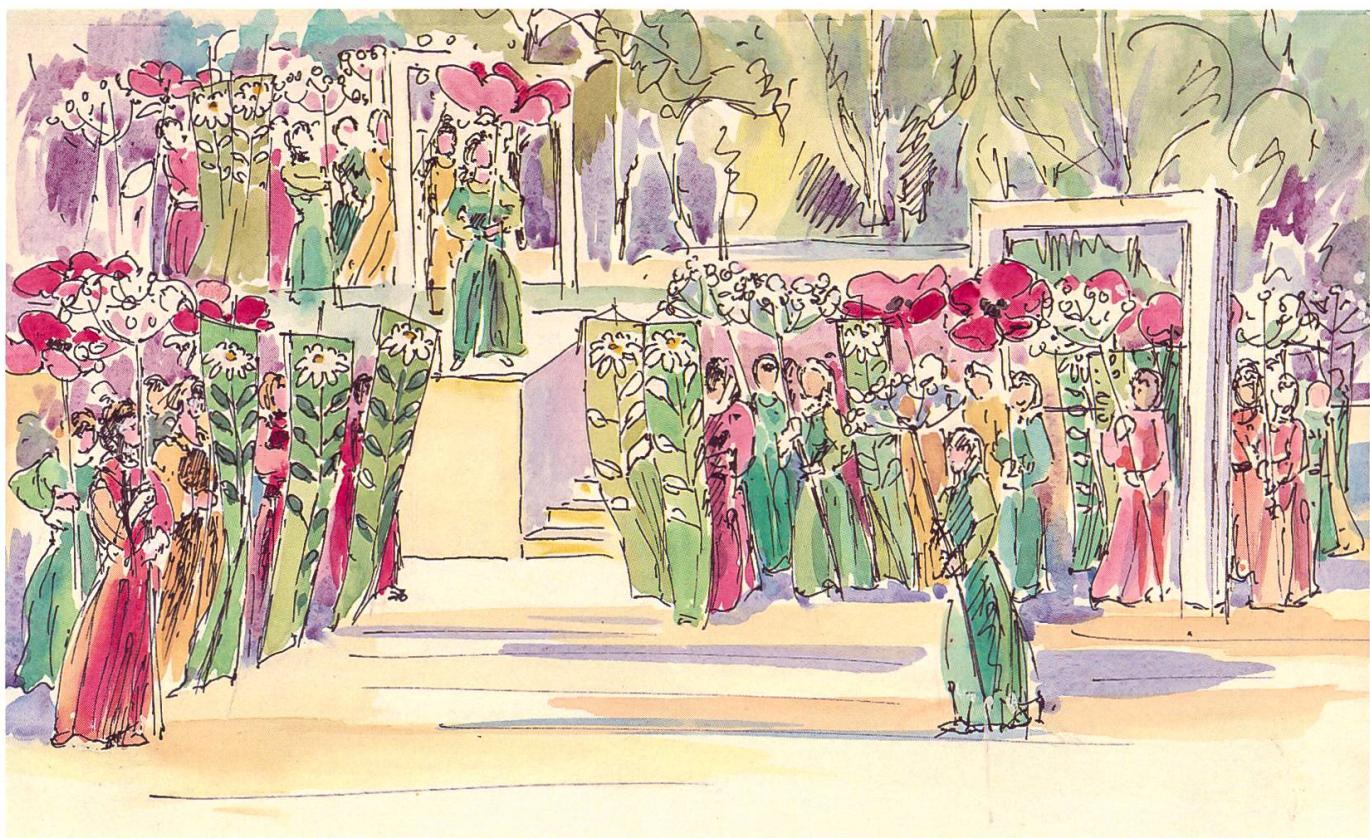
(im Gehen) Du machsch mer richtig Angscht,

. . . do soll no eine druus cho.

Mädchen:

I chome jo sälber ned druus.

Ende Frühling, anfangs Juni reifen die Heuwiesen. Im Lauf des Lebens: Zeit zum Heiraten, Zeit für den letzten Schritt zur Ablösung von den Eltern. Der Brautvater gibt noch gute Ratschläge mit auf den Weg:



Brautvater:

Heb Sorg zue-n-ere, Ruedi, s'isch s'Bescht, s'Schönscht und s'Liebscht, wo mer dir chönnd gäh, gäll Maja. Und iez wünsche mir euch of de gemeinsami Läbesweg viel, viel Glück, alles Gueti ... und natürlich mindischtens es Dotze chlini Bethli und Ruedeli. Und wenn ech no ei Läbeserfahrig döf wytergäh. Tüend ech gägesytiq immer respektiere und ernscht näh. Lueged, dass kes im andere vor der Sonne stohrt. Jede Mönsch bruucht, wie dini Räbe im Vogelsang, im Tal oder im Heischter, sis Sunneplätzli. Wer z'viel im Schatte-n-isch, foht aa särble. Und wenn s'einte särblet, cha s'ander au ned richtig blühe.

De hüttig Tag sett aber – lueged doch rund ume – De Start zu-n-ere Bluemefahrt sy. Drum los iez, Musikante, lüpfed dene Lüüte d'Bei.



Sommer:

Sommersonne, Rebenwonne,
Brennt auf Feld und Hang,
Blätter fangen Wärme ein,
Sammeln für den goldenen Wein.

Sommersonne, Rebenwonne,
Tag um Tag des Himmels Gunst,
Hänge flimmern, Bölder sirren,
Durst der Winzer zum Verwirren.

Sommersonne, Rebenwonne,
Sonne kocht den neuen Wein.
Wenn ihr je den Becher füllt,
Bedenkt –, die Sonne schenkt euch ein.

Was sich im Rebberg tut in den Sommerwochen, erklärt der Winzermeister dem Lehrling: Laubarbeit, Bodenarbeit und Spritzen.

Sommer, symbolisch die Mitte des Lebens. Der Chor, maskiert als vervielfachter Mäusebussard, reisst mit den suggestiven Rhythmen von «Fortune plango vulnera» aus der Carmina Burana diese neue Dimension auf:

Es nimmt das Leben seinen Lauf
Täglich in Routine.
Es nimmt gar manchem seinen Schnauf
Und die frohe Miene.

Jahre rollen, winden auf
Lebensgarn am Knäuel.
Tage gehen ab und auf.
Ist das nicht ein Greuel?

Sommersonne, Sonnenglut
In der Tagesmitte,
Sommersonne, Sonnenglut
Steigt zur Lebensmitte.

Der Sprechchor, bestehend aus Leuten um die 40, verbalisiert eine Seite der Problematik dieses ihres Lebensabschnittes:

Frauen:

Kinder kriegen,
Kinder hüten,
Kinder lehren,
Kinder trocknen,
Kinder füttern,
Kinder kriegen,
Kinder wiegen,
Kinder lehren,
Kindern wehren,
Kinder putzen,
Kinder stutzen,

Ohne je zu mutzen,
Ohne je zu mutzen,
Mutzen,
Jahrelang,
Jahrelang,
Jahrelang dasselbe tun,
Dasselbe tun,
Dasselbe tun,
Dasselbe tun,
Dasselbe-
Selbe-
Selbe-
Selbe-
Selbe-
Tun.

Männer:

Du bist oben,
Ich bin unten.
Ich will auch nach oben.
Ah, du willst nach oben?
Dann wirst du geschoben,
Hin und her
Und her und hin,
Andre wollen auch nach oben.
Und von denen,
Die schon oben,
Wirst du dann geschoben,
Her und hin
Und hin und her.
Sag, wer schafft es,
Wer?
Ärmel krempeln,
Seitwärts rempeln,
Ellenbögen,
Bisschen mögeln,

Katzen buckeln,
Abwärts strampeln,
Aufwärts streben,
Härter leben,
Stufen schlagen,
Titel jagen,

Und um welchen Preis?

In der Mitte des Lebens zerbrechen viele Ehen. Dramatik und Dynamik dieses Geschehens gipfeln im Ausbruch eines Hochsommergewitters, das gewaltige Schäden anrichtet, aber auch unerträgliche Spannungen löst. Realität und Symbolik verweben sich einmal mehr. Jeder Schinznacher wird mit Schaudern an das Unwetter von 1986 zurückdenken, und wer in der Lebensmitte eine grosse Krise durchgestanden hat, wird dem Chor beipflichten, wenn er mit «O Fortuna» aus der Carmina Burana über das Walten des Schicksals singt.

Oh Fortuna!
Wie so trügerisch
Suchest du uns Menschen heim.

Manche hebst du,
Andern legst du
Tausend der Fallstricks zum Sturz.

Diese liebst du,
Jene hasst du,
Rufest das Unglück herbei.

Menschen wägst du,
Oder schlägst du,
Wenn sie zu leicht befunden.

Schicksalsschläge,
Donnerschläge
Poltern auf uns alle ein.

Wilde Winde,
Wasserfluten
Drängen durch des Menschen Haus.

Schicksal fügt es,
Schicksal trügt uns,
Was können wir Menschen tun?

Glücklich leben,
Ohne Beben,
Denn es scheint noch die Sonne.

Sonne scheint uns,
Und sie wärmt uns,
Gibt uns stets Kraft aufzustehn.

Lasst uns leben,
Glühend leben!
Was wir jetzt sind, kommt nicht mehr.

Kommt, ihr Leute,
Lebt im Heute,
Was morgen kommt, wisst ihr nicht.

Lasst uns leben,
Glühend leben,
Denn was wir jetzt sind, das kommt nicht mehr.

Herbst

Im Spätsommer, gegen Ende August, kündigen die ersten Nebel über der Aare den Herbst an.

Bussard:

Im Nebel ruhet noch die Welt.

1. Nebelfee:

Spätsommernebel über Aare und Habsburgwald.

2. Nebelfee:

Der Herbst kommt bald,

3. Nebelfee:

Septembernebel, grau in grau über Veltheim und der Au.

2. Nebelfee:

Nebel in den Reben,

Um die Reben,

Winzersegen.

1. Nebelfee:
Nebel kocht den neuen Wein.
3. Nebelfee:
Schleiert aber Mensch und Tiere ein.
Bussard:
Seltsam, im Nebel zu wandern.
2. Nebelfee:
Einsam ist jeder Busch und Stein.
3. Nebelfee:
Kein Baum sieht den andern.
1. Nebelfee:
Jeder ist allein.

Spätsommer des Lebens – 50 Jahre alt – was nun? Man verlangsamt seinen Schritt. Nebel verhindert klare Sicht. Wo durch soll's weitergehn? Neue Ziele, neue Schwerpunkte, neue Perspektiven?

Tastend, tastend suchen wir des Lebens Sinn. Wir? Ich bin selbst zur Zeit ein «Mitte-Fünfziger» und persönlich betroffen.

Herbstzeit – Lesezeit!

Der Chor besingt mit «Ave formosissima» aus der Carmina Burana die schönste Zeit im Jahr des Winzers:

Winzer, jetzt ist Lesezeit,
Unser Trauben Erntezeit.
In den Rebberg jetzt hinauf,
Füllt die Standen alle auf,
Dass die Trotte Arbeit hat
Bis in jede Nacht spat.

Dann fliest goldner Rebensaft
Dann fliest goldner Rebensaft
Hekto-hekto, hekto-hekto-literweis.

Während im Rebberg fröhliches Treiben herrscht und des Sommers Segen geerntet wird, schlägt das Spiel in mehrfachen Reprisen die Brücke in den Bereich des menschlichen Lebens:

Herbstzeit, Zeit zum Lesen.
Früchte lohnen, was gewesen.

Mit diesen zwei Zeilen kommentiert der Bussard die mit plakativen Kurzszenen dargestellten Früchte des Lebens:

Eine geachtete und verehrte Grossmutter im Kreise der Familie, einen verhassten, von seinem Sohn beschimpften Despoten, einen die Beschaulichkeit pflegenden Grossvater mit Enkelin, Altersturnerinnen, fit und fröhlich, ein jung gebliebenes Ehepaar, geschätzte Mitarbeiter mit 40jährigem Dienstjubiläum, einen griesgrämigen Alten, aggressiv geladen gegen die Jugend.

Herbstzeit, Zeit zum Lesen.
Früchte lohnen, was gewesen.

Der Leset wird abgeschlossen mit einem fröhlichen Fest.

Doch das Spiel endet nicht mit diesem sinnlichen Höhepunkt. Vielmehr soll sich der Kreis schliessen, wie sich für uns alle, Jahr um Jahr ein Kreis um den andern schliesst. Stille kehrt ein, erste Schneeflocken fallen, Spätherbst, der Winter steht vor der Tür. Ein alter Mann auf einsamem Spaziergang macht sich seine Gedanken. Eine alte Frau sucht Wärme und überdenkt ohne Bitterkeit ihre Lebensphase:

Alter Mann:

Komisch, so em Näbel z'laufe. Mer esch muusalei. Wo me här chont, esch es grau, wo mer he goht, isch es grau. Wie wenn mer ke Afang nähm und ned wösst, wohe as mer goht.

...

Ond so esch es doch eigelech. Wer weiss scho, wo mer härchömed . . . und wohee as mer göhnd?

... (Starengeschwätz)

D'Stare sammled sech. Bald goht's los, uf die gross Reis
gäge Süde, gäge d'Wärmi, s'nächscht Johr chömed's zrugg.

Wenn gohn ich uf die gross Reis? Of die letscht? Wo-n-i nie me
zrogg chome dervo?

D'Stare göhnd mitenand. Ich goh denn alei. Jede esch alei
of der letschte Reis.

Komisch, so em Näbel z'laufe. Mer esch muuselei.

(Wind setzt ein, Kältefratzen tanzen, Schneeflocken fallen.)

Alte Frau:

(geht Holz holen für Heizung)

Ich ha halt gärn e warmi Chouscht. Es goht emol immer no.

Ich cha s'Holz no hole. I ha zwar efang e chly lang. Aber da macht
nüt.

Iez chani denn weder is Chouschteggly hocke, wie mis Grossmüetti
vor 50 Johre. Iez ben i sälber eis, es uralts Grossmüetti.

Wenn nome de Winter scho verby wär. Gsehni ächt de Fröhlig no
einisch? I schmöcke d'Veieli so gärn. Min Vater het immer eis is
Muul gnoh. Da'sch lang här, lang, lang här.

Oh, de Schnee, dä deckt mi denn no einisch zue.

Bussard:

Und mit diesem Schnee,

Wie eh und je

Schliesst sich ein Ring,

Merkwürdig Ding!